

Zeitschriftenartikel

Begutachtet

Koordinator*in:

Annita Kalpaka

HAW Hamburg, Deutschland **Redaktion**J.Georg Brandt HAW Hamburg, Deutschland **Erhalten:** 18. Februar 2026**Akzeptiert:** 25. Februar 2026**Publiziert:** 12. Mai 2026**Datenverfügbarkeit:**

Alle relevanten Daten befinden sich innerhalb der Veröffentlichung.

Interessenskonfliktstatement:


Die Autor:in erklärt, dass ihre Forschung ohne kommerzielle oder finanzielle Beziehungen durchgeführt wurde, die als potentielle Interessenskonflikte ausgelegt werden können.

Lizenz:

© Annita Kalpaka

Dieses Werk steht unter der Lizenz Creative Commons Namensnennung 4.0 International (CC BY SA 4.0).

Empfohlene Zitierung:


Annita Kalpaka (2026).  er den Nahostkonflikt sprechen? – Auf der Suche nach Ansatzpunkten für das pädagogische Handeln in Handlungsfeldern Sozialer Arbeit und Bildung *STANDPUNKT : SOZIAL* 36 (1), 2026, *Wie über den Nahostkonflikt sprechen?* – Auf der Suche nach Ansatzpunkten für das pädagogische Handeln in Handlungsfeldern Sozialer Arbeit und Bildung, S. 1-8.

DOI: <https://doi.org/10.15460/spsoz.2026.36.1.306>[spsoz.2026.36.1.306](https://doi.org/10.15460/spsoz.2026.36.1.306)

Wie über den Nahostkonflikt sprechen?

Auf der Suche nach Ansatzpunkten für das pädagogische Handeln in Handlungsfeldern Sozialer Arbeit und Bildung

Annita Kalpaka^{1*}

1 Annita Kalpaka, Hochschule für Angewandte Wissenschaften Hamburg – HAW 

Abstract

Die Geschehnisse in Israel und Palästina bewegen zahlreiche Menschen unterschiedlichster Herkunft – auch unter unseren Studierenden. Sie berühren ihre Familiengeschichten, beeinflussen den Alltag und wirken sich unterschiedlich auf die jeweiligen Communities in Deutschland aus. Besonders deutlich werden verschiedene Formen der Betroffenheit und emotionalen Involviertheit. Dies betrifft viele Studierende aus muslimischen Familien bzw. als muslimisch gelesene Studierende, die nicht nur mit antimuslimischem Rassismus konfrontiert sind, sondern auch als potenziell verdächtig gelten, antisemitisch zu sein. Ob und wie viele jüdische Studierende im Studiengang vertreten sind, die mit Antisemitismus konfrontiert werden, lässt sich nur vermuten, zumal sich, in einem als unsicher empfundenen Umfeld des Schweigens, kaum jemand zu erkennen gibt.

Viele Studierende und Absolvent:innen der Sozialen Arbeit sind in der Jugendarbeit tätig und begegnen dort regelmäßig Konflikten, die sich im Kontext des Nahostkonflikts im pädagogischen Alltag zuspitzen und deren professionelle Bewältigung erforderlich ist.

Schlagwörter: Pädagogischer Alltag, pädagogisches Handeln, Verletzlichkeit, Nahostkonflikt, Ambivalenz, Jugendarbeit

Wie über den Nahostkonflikt sprechen?

Auf der Suche nach Ansatzpunkten für das pädagogische Handeln in Handlungsfeldern Sozialer Arbeit und Bildung

Annita Kalpaka



Beweggründe und Relevanz des Seminars

Der Impuls dieses Seminar unter dem Titel „Wie über den Nahostkonflikt sprechen? – Auf der Suche nach Ansatzpunkten für das pädagogische Handeln in Handlungsfeldern Sozialer Arbeit und Bildung“¹ im Wahlbereich des Studiengangs Soziale Arbeit anzubieten, entstand aus aktuellem Anlass. Denn die Geschehnisse in Israel und Palästina bewegen zahlreiche Menschen unterschiedlichster Herkunft - auch unter unseren Studierenden. Sie berühren ihre Familiengeschichten, beeinflussen den Alltag und wirken sich unterschiedlich auf die jeweiligen Communitys in Deutschland aus. Besonders deutlich werden verschiedene Formen der Betroffenheit und emotionalen Involviertheit. Dies betrifft viele Studierende aus muslimischen Familien bzw. als muslimisch gelesene Studierende, die nicht nur mit antimuslimischem Rassismus konfrontiert sind, sondern auch als potenziell verdächtig gelten, antisemitisch zu sein. Ob und wie viele jüdische Studierende im Studiengang vertreten sind, die mit Antisemitismus konfrontiert werden, lässt sich nur vermuten, zumal sich, in einem als unsicher empfundenen Umfeld des Schweigens, kaum jemand zu erkennen gibt.

Viele Studierende und Absolvent:innen der Sozialen Arbeit sind in der Jugendarbeit tätig und begegnen dort regelmäßig Konflikten, die sich im Kontext des Nahostkonflikts im pädagogischen Alltag zuspitzen und deren professionelle Bewältigung erforderlich ist.

Der Standort der Hochschule – mitten im Kiez – spiegelt gesellschaftliche Realitäten wider: Moscheen und christliche Kirchen existieren friedlich nebeneinander, doch finden ebenso regelmäßig Demonstrationen zur „Errichtung eines Kalifats“ statt. Gleichzeitig organisieren liberale islamische Gemeinden Gegendemonstrationen gegen Islamismus und Antisemitismus. Diese Entwicklungen finden direkt vor unserer Tür statt und verdeutlichen die Notwendigkeit, Reflexionsräume zu schaffen – auch wenn dies ein riskantes Unterfangen bleibt.

¹ Die Seminaurausschreibung findet sich hier als PDF.

Vorüberlegungen und Herausforderungen bei der Seminarplanung

Nach mehreren Anläufen wurde das Seminar für das Sommersemester 2025 in den Lehrveranstaltungsplan aufgenommen, im Wahlpflichtbereich – also in jenem Teil des Studiums, in dem Studierende die Pflicht haben, eine Wahl zu treffen ...

Optimistisch malte ich mir aus, dass nur Studierende kommen würden, die sich wirklich mit den Fragen der Seminarankündigung beschäftigen wollen. Wider besseres Wissen habe ich dabei ausgeblendet, dass Interesse am Thema nur einer – und bei weitem nicht immer der wichtigste – der vielen Gründe ist, weshalb Studierende sich zu einer Lehrveranstaltung anmelden. Ihre jeweiligen Lebensrealitäten zwischen Erwerbsarbeit, Careaufgaben, oft weite Anfahrtswege zur Hochschule – weil näher gelegene Unterkünfte in Hamburg unbezahlbar sind – und nicht zuletzt das vielfach kritisierte elektronische Anmeldeprozedere, lassen sie oft andere Prioritäten setzen als das Interesse an einem Thema.

Das Seminar fand im April 2025 im Rahmen der Blockwoche statt. Mit dem näher rückenden Seminarstart wuchsen meine Zweifel, ob es gelingen würde, einen angemessenen Reflexionsraum für ein so komplexes und kontrovers diskutiertes Thema² im Rahmen von Lehr- und Lernverhältnissen³ in der Institution Hochschule zu gestalten. Während in anderen Hochschulen kontroverse Diskussionen stattfanden und sogar in Konfliktsituationen die Frage bewegt wurde, ob Polizei herbeigerufen werden sollte, blieb es an der HAW erstaunlich ruhig – doch würde es so bleiben, wenn Raum für solche Themen geschaffen wird? Welche Risiken könnte ein offener Raum bedeuten? Die geplante Blockform, ursprünglich aus inhaltlichen und didaktischen Überlegungen gewählt, erschien mir plötzlich als zusätzliche Herausforderung: Das Planungsparadox, dass Lehrende Seminarabläufe und Lernziele für „abstrakte“ Studierende planen müssen, bevor sie die realen Teilnehmenden zu Gesicht bekommen haben, verschärft sich im kompakten Format. Anders als in wöchentlich stattfindenden Einheiten bleibt kaum Zeit, um zwischendurch umzudisponieren. Offene Planung und strukturierende Improvisation sind gefragt. Auf Sicht fahren und auf unsicherem Terrain balancieren, bleibt eine Herausforderung.

Zudem erinnerte ich mich daran, dass Studierende oft schon zu Beginn die berechtigte Frage nach den für die Credits zu erbringenden Leistungen stellen. Im Wahlpflichtbereich mag dies etwas lockerer gesehen werden, dennoch verlangen manche Studierende klare Antworten, um Sicherheit zu gewinnen. Da aber das Material auf der Online-Plattform noch nicht zugänglich ist, der

2 Ob ein Seminar zu diesem Themenkomplex zu einem späteren Zeitpunkt produktiv hätte verlaufen können und die im Folgenden abgedruckten Reflexionsleistungen so ausgefallen wären, vermag ich zu bezweifeln. Ebenso unsicher bin ich mir, ob ich - angesichts der Zuspitzung der Lage, des Kriegs in Gaza und des medialen und politischen Umgangs damit und nicht zuletzt der sich aktuell ausbreitenden kriegerischen Zustände in Nahost und darüber hinaus - so einen Reflexions- und Diskussionsraum hätte halten können.

3 S. dazu ausführlicher: Kalpaka, Annita (2010): Lehr-Lern-Verhältnisse an der Hochschule – „Verdeckten Verhältnissen“ auf der Spur. In: Zeitschrift Widersprüche, Heft 115, S. 25-59

<https://www.widersprueche-zeitschrift.de/de/heft/verstrickte-hochschule-unternehmen-bildung>

zu bearbeitende Seminarinhalt und relevante Reflexionsfragen erst im Prozess entstehen, kann die Frage, wie die schriftliche Reflexion gestaltet werden soll, zu Beginn nur allgemein beantwortet werden. Die Information, es würde sich im Laufe des Prozesses klären und sinnvollerweise erst am Ende genauer besprochen werden können, verlangt nach einem Vertrauensvorschuss.

Die Fülle an von aus meiner Sicht relevanten Texten, Büchern, Online-Vorträgen und Materialien, die ich gesammelt hatte, musste genauer durchgesehen und eine sinnvolle Zuordnung für die Online-Plattform gefunden werden. Dabei beschäftigte mich auch die Erfahrung, dass die Öffentlichkeit – nicht nur, aber besonders im Kontext des Nahostkonflikts – in viele kleinere und größere Teilöffentlichkeiten zersplittert ist. Lehrende und Studierende schöpfen in der Regel nicht aus denselben Quellen, wir wissen oft nicht, welche Informationen, welches Wissen aus welchen Medien wir bei Studierenden voraussetzen könnten.

Die Namen auf der Teilnahmeliste ließen vermuten, dass einige Studierende persönlich oder familiär von den Ereignissen des 7. Oktobers 2023 und dem Krieg in Gaza direkter als andere betroffen sein könnten – womöglich mit entsprechend anderem Wissen und anderen Fragen. Zudem war zu erwarten, dass viele der Studierenden, die neben dem Studium einer Erwerbsarbeit nachgehen, in der Jugendarbeit tätig und dort mit den verschärften Konflikten rund um den Nahostkonflikt konfrontiert sind. Beide Annahmen bestätigten sich im Seminarverlauf.

Diese Gedankengänge führten mich erneut zurück zu der mich seit Beginn meiner Lehrtätigkeit begleitenden Frage: „Für welche Gesellschaft bilden wir aus?“ und zu Zusatzfragen, die etwas später dazu kamen: „Wen bilden wir aus und wie? Für wen sind unsere Curricula und Didaktiken konzipiert?“

Woher kamen diese Fragen? Seit meinem Einstieg in die Hochschullehre in den späten 1980er Jahren, zunächst als Lehrbeauftragte und später ab Mitte der 1990er-Jahre als Professorin, war die Auseinandersetzung mit der Produktion sozialer Ungleichheit, insbesondere mit dem Fokus auf Migration, Rassismus und Geschlechterverhältnisse ein zentrales Thema für mich. Es war die Konfrontation mit der Realität der Institution Hochschule – mit ethnisch homogenen Kollegien, mit Curricula und Fachliteratur, die die Lebenswirklichkeit einer Migrationsgesellschaft weitgehend ausblendeten oder zu einem Sonderthema erklärten, es waren die Selbstverständlichkeiten und Übergriffigkeiten im Umgang mit „ausländischen“ Studierenden und „ihren Kulturen“ – die diese Fragen auf den Plan rief.

Zwar hat sich in den letzten Jahrzehnten an Hochschulen einiges verändert, doch vieles, allzu vieles steht noch aus. Migration ist ein Thema, das aktuell wieder einmal politisch instrumentalisiert wird und gesellschaftliche Spaltungen vertieft – nicht ohne Gegenrede. Die Diversität der Lebenshintergründe und Marginalisierungserfahrungen von Adressat:innen Sozialer Arbeit sind noch offensichtlicher geworden als sie schon immer waren. Inzwischen ist die Diversität in der Zusammensetzung der Studierenden eine Realität – und das ist auch gut so.

In der Vor- und Nachbereitung dieses Seminars ließen sich die allgemeineren Fragen „Für welche Gesellschaft (oder auch: für welche Welt?), wie und wen bilden wir aus?“ in konkretere Fragen zerlegen: Welche Prozesse im Rahmen von Hochschule sind möglich und welche wären notwendig, wenn wir uns solche Fragen systematischer im Hinblick auf Curricula, Lehr- und Prüfungsformen, zu erwerbendes Wissen und Kompetenzen stellen? Welche Kompetenzen benötigen zukünftige Sozialarbeitende – und zwar mehr denn je? Wie können die unterschiedlichen Lebensrealitäten von Studierenden und damit einhergehende Erfahrungen, Kompetenzen und Wissensbestände Raum bekommen?

Wie wären Elemente politischer Bildung, die heute wichtiger denn je ist, expliziter und systematischer in die Lehre und mit dem Fokus auf Soziale Arbeit und Bildung zu integrieren? Wie kann der eingeforderten „Neutralität“, die inzwischen einigen Trägern und Bildungsangeboten die Finanzierung entzogen hat und nun auch an Hochschulen erprobt wird, fachlich und curricular entgegengetreten werden? Dies sind große Baustellen grundsätzlicher Art, deren Bearbeitung eine bewusste Entscheidung und Räume für Auseinandersetzung erfordern. Die Welt ist präsent und spiegelt sich in allen Handlungsfeldern, Adressat:innengruppen und nicht zuletzt in der Zusammensetzung der Studierenden Sozialer Arbeit wider.

Rückblick auf das Blockseminar

Das Seminar war intensiv und in meiner Wahrnehmung das bisher herausforderndste für mich und zugleich eines der sinnvollsten für diese Zeit. Gelingendes ist meistens schwieriger zu erfassen als Problematisches. Was war gelungen und warum?

Es gelang, einen Diskursraum zu öffnen und zu halten, in dem ein respektvoller Umgang mit unterschiedlichen Denkansätzen und Emotionen möglich war. (Sprach-)verbote gab es nicht, jedoch zeigte sich ein sensibler Umgang mit Sprache und umstrittenen Kampfbegriffen, zumal die Gruppe schon in der Einstiegsphase die Möglichkeit hatte, über unterschiedliche Betroffenheit der Einzelnen die Themen des Seminars wahrzunehmen. Es entwickelte sich ein Klima des Zuhörens und Verstehen-Wollens von unterschiedlichen Positionen und Erfahrungen, die im Raum waren. Nachvollziehen bedeutete dabei nicht, Positionen teilen zu müssen.

Aus anfänglicher Zurückhaltung entwickelte sich Vertrauen, Meinungen wandelten sich in Fragen, Gewissheiten in Komplexität und neue Fragen. Das Bedürfnis, sich für „eine Seite“ zu entscheiden, das für einige zunächst als Parteilichkeit interpretiert wurde, wurde durch die Auseinandersetzung mit dem Seminarmaterial und den Gesprächen mit Gästen problematisiert. Dabei entstanden Zweifel, ob die gängigen Trennlinien anhand ethnischer bzw. religiöser Zugehörigkeiten, die spontan geteilt wurden, so eindeutig wären bzw. welche Funktion diese Zuordnungen

in Freund-Feind-Schemata hätten. Begriffe wie Empathie und Ambiguitätstoleranz wurden nach und nach mit Leben gefüllt und die jeweils eigenen Grenzen und Herausforderungen erkannt, die Ansprüche, die diese Begriffe implizieren, einzulösen.

Als wertvoll für eine Annäherung an die neu zu stellenden Fragen wurden zudem die bereitgestellten Texte, sowie die Beiträge der zugeschalteten Gäste hervorgehoben. Ayşe Cindilkaya, Präsidentin von Ramsa e.V., einer NGO muslimischer Studierender und Akademiker:innen, ist mit uns über ihre Arbeit im Umgang mit antimuslimischen Rassismus und Spaltungen in Hochschulen und in der pädagogischen Praxis ins Gespräch gekommen. Die Aktivist:innen Itamar Avneri und Amal Ghawi von der grassroots-Organisation Standing Together, die aus Tel Aviv zugeschaltet wurden, gingen mit uns ins Gespräch über die Notwendigkeit, sich zu verbünden gegen die Verfestigung der Vorstellung von vermeintlich eindeutigen „zwei Seiten“ und warben für das Überwinden des Zwei-Seiten-Denkens. Sie berichteten exemplarisch über ihre Praxis vor Ort, die systematisch in Kooperation zwischen muslimischen und jüdischen Menschen aufgrund des geteilten Anliegens nach Frieden und gleichberechtigtem Zusammenleben aller Bevölkerungsgruppen entwickelt wird. Sie forderten ihrerseits uns, die in Deutschland leben und aus der sicheren Entfernung die Lage im Nahost beobachten und analysieren, mit der Frage heraus, was denn unsere „Hausaufgaben“ hier wären und wie wir diese im Rahmen unserer pädagogischen und politischen Arbeit verfolgen könnten.

Hilfreich für den produktiven Prozess war nicht zuletzt die oft belächelte und als überflüssig geltende, weil zeitintensive Einstiegsphase, in der sich Studierende aus der Anonymität lösen und gegenseitig kennenlernen konnten. Nicht zuletzt war der Kommunikation dienlich, dass sie nicht in einer Anordnung saßen, in der sie nur den Rücken der anderen sehen konnten. Was zu Beginn von einigen als Zeitverschwendung empfunden wurde, wurde später als wesentlicher Aspekt für das Gelingen gewertet. Soweit einige Aspekte aus der Gesamtauswertung und den ersten Reflexionsergebnissen aus den Gruppenarbeiten der Studierenden am Ende des Seminars.

Vom Seminar zur schriftlichen Ausarbeitung

Am Ende des Seminars schrieb jede Person einen Brief an sich selbst, um festzuhalten, was ihr wichtig war und woran sie sich im Alltag erinnern möchte, wenn der Alltag sie wieder hat und ganz andere Themen für sie in den Vordergrund rücken. Diese von den Studierenden eigenhändig ver-

schlossenen Briefe habe ich Monate später an die Studierenden versandt – als Gedächtnisstütze und mögliche Grundlage für die schriftliche Reflexion bzw. eine Art Ergebnissicherung in einer altmodisch anmutenden Form des Schreibens mit Stift auf Papier.

Nun stand nur noch die schriftliche Reflexion derjenigen aus, die bei diesem Seminar einen Studiennachweis erbringen wollten. Die Anforderungen und Vorschläge für die schriftliche Reflexion waren nicht immer leicht zu klären, da normative Vorstellungen von Wissenschaftlichkeit und Leistungsanforderungen an der Hochschule häufig zu einer Blockade führten. Die Herausforderung bestand darin, die zu erbringende Leistung analog zu dem Seminarprozess zu gestalten und nicht in Anlehnung an Anforderungen an Hausarbeiten, die in Modulen mit einer anderen inhaltlichen Ausrichtung und Vorgehensweisen gelten. Wie kann die zu erbringende Leistung mit den Inhalten des jeweiligen Seminars und mit dem Seminarprozess kompatibel gemacht werden und über die formale Erfüllung einer Pflicht hinaus einen Erkenntnisgewinn für die Studierenden ermöglichen? Eine Frage, die uns bei jeder Reform und Modulüberarbeitung im Kollegium beschäftigt hat und nicht immer mit einem didaktisch vernünftigen Kompromiss endete.

Viele der eingereichten Reflexionen für den Erwerb des Studiennachweises haben mich berührt und beeindruckt. Schon beim Lesen entstand spontan der Impuls, nach Möglichkeiten zu suchen, exemplarisch einige davon – mit Zustimmung der Autor:innen und gegebenenfalls anonymisiert – für andere Studierende und Lehrende zugänglich zu machen. Es mag sein, dass mein Blick durch die intensive Begleitung des Lernprozesses geprägt ist und meine Brille durch das involvierte Wahrnehmen von Denk- und Lernbewegungen der Einzelnen und meiner eigenen beschlagen ist. Insofern kann ich nicht sicher sein, ob diese Würdigung für außenstehende Leser:innen nachvollziehbar ist. Dennoch bin ich dankbar für die mir anvertrauten Reflexionen der Studierenden und die Möglichkeit einige davon zu veröffentlichen. Dankbar, diesen Denk- und Lernraum anbieten und erleben zu dürfen, dass wiederum die Studierenden ihn nutzen und mitgestalten konnten. Dankbar für das Vertrauen, unfertige Gedanken aussprechen zu können, Emotionen Raum zu geben und dankbar für den respektvollen Umgang mit kontroversen Positionen. Beindruckt und gefreut hat mich auch die Kontinuität und Zuverlässigkeit der Studierenden, die wesentlich dazu beigetragen hat, dass der Raum als eine gemeinsame Sache bis zum Schluss bestehen blieb.

Die Autorin

Annita Kalpaka, Dipl. Volkswirtin, Pädagogin, Supervisorin, war bis 2022 Professorin mit dem Schwerpunkt Gruppen- und Gemeinwesenarbeit am Department Soziale Arbeit an der HAW in Hamburg. Sie hat u.a. zu Migration und Rassismus, Antidiskriminierungspolitik, Fallarbeit und Praxisreflexion, Lerntheorien vom Subjektstandpunkt gelehrt, geforscht und publiziert. Sie war lange in der Gemeinwesenarbeit, in antirassistischen und feministischen Netzwerken, in der Migrations- und Rassismusforschung, in der Antidiskriminierungsarbeit und in Hochschuldidaktik und politischer Bildung aktiv und ist weiterhin in diesen Themenbereichen engagiert.

✉ annita@kalpaka.de